

Vorwort der Herausgeberin Bettina Schulte

Wenn man sich vorstellt, dass das Frauenwahlrecht in Deutschland nicht viel älter als 100 Jahre ist; wenn man sich vorstellt, dass Frauen in Deutschland bis 1977 noch die Erlaubnis ihres Mannes brauchten, wenn sie einer beruflichen Tätigkeit nachgehen wollten; wenn man sich vorstellt, dass in den USA das Recht auf Abtreibung in den vergangenen Jahren wieder rückgängig gemacht wurde; wenn man sich vorstellt, dass Frauen auf der ganzen Welt immer noch häuslicher Gewalt ausgesetzt sind und selbst in einem demokratischen Staat wie Deutschland immer noch statistisch alle drei Tage eine Frau von ihrem Partner ermordet wird; wenn man sich vor Augen führt, dass Frauen nach wie vor nur sehr zögerlich in die Chefetagen vordringen; wenn man sich vorstellt, dass im Internet misogynen Plattformen immensen Erfolg verzeichnen: Dann wird klar, dass wir von einer echten Gleichberechtigung noch sehr weit entfernt sind. Mit dem Titel *Heute ist ein guter Tag, das Patriarchat abzuschaffen*, einer Sammlung von Texten jüngerer Feministinnen, wird zum Aktivismus aufgerufen. Denn wir stellen fest: Es ist keineswegs vorbei mit dem Patriarchat, obwohl die europäisch-ameri-

kanischen Frauenbewegungen der ersten, der zweiten und der dritten Welle etliche Erfolge verbuchen können.

Auch wenn die Generation der 30- bis 40-Jährigen, deren publizistisch erfolgreichen Vertreterinnen hier das Wort gehört, weit aus bessere Chancen auf ein finanziell unabhängiges, selbstbestimmtes und selbstdefiniertes Leben hat als die Generationen vor ihr, auch wenn das Modell Nur-Hausfrau-und-Mutter weitgehend ausgedient hat, findet nach wie vor täglich und in alltäglichsten Situationen Diskriminierung statt.

Die Feministinnen der dritten Generation haben, aufbauend auf den Kämpfen und Erfolgen ihrer Vorgängerinnen, viel erreicht – einerseits. Sie haben gelernt, Netzwerke zu knüpfen, sie erfahren weibliche Solidarität und Kooperation. Andererseits stellen sich ihnen immer noch Hindernisse in den Weg. Diese Hindernisse sind vielfältig und vielgestaltig. Dieser Band breitet ihr Spektrum aus. Er zeichnet ein möglichst diverses Bild von Feminismus heute. Entsprechend unterschiedlich sind die Positionen der Autorinnen. Aber eines ist ihnen gemein: Sie schildern rein subjektiv, aus der jeweiligen Erfahrung und Betroffenheit, was ihnen Feminismus bedeutet, in welchem Umfeld sie ihn leben, an welche Grenzen sie stoßen, in welchen Konfliktfeldern sie sich bewegen. Diese Texte sind keine Pamphlete, keine Kampfschriften, keine theoretischen Abhandlungen, keine Absichtserklärungen, keine soziologischen oder historischen Analysen. Davon gibt es genug. Die hier versammelten Autorinnen geben ihre Gedanken und Gefühle preis, ihre Texte erheben nicht den Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Doch gerade, indem sie Einblick geben in individuelle Befindlichkeiten, können wir uns darin wiederfinden.

Die #Metoo-Expertin Henriette Hell etwa schildert, wie sehr ihre gewünschte und gewollte Schwangerschaft ihr bisheriges Leben durcheinanderbringt. Ihr mit großer Verve geschriebener Text ist auch ein

Aufruf an einen Staat, der werdende Mütter nicht ausreichend unterstützt. Die österreichische Autorin Mareike Fallwickl, deren dritter Roman *Die Wut, die bleibt* bei den Salzburger Festspielen 2023 für die Bühne adaptiert wurde, ist Mutter eines heranwachsenden Sohns. In ihrem sehr persönlichen Beitrag setzt sie sich mit der Frage auseinander, wie sie als Feministin ihr Kind erziehen soll und kann. Mit Trauer stellt sie fest, dass ihr Wunsch, den Sohn nicht auf eine überkommene Geschlechtsidentität festzulegen, ihm die Freiheit zu geben, auch die weiblich zu lesenden Anteile seiner Persönlichkeit auszuprobieren, vor den gesellschaftlichen Normen kapitulieren muss. Männer dürfen nicht zärtlich, zugewandt und liebevoll sein. Männer müssen hart, müssen Helden sein. Auch die Männer sind Opfer des Patriarchats. »Durch die patriarchale Sozialisierung bringen wir die Männer um«, spitzt Fallwickl zu.

Was es heißt, unter gesellschaftlichen Gender-Zuschreibungen aufzuwachsen, erzählt die Autorin, Kolumnistin und Gleichstellungsbeauftragte Theresa Hannig im Rückblick auf ihre Kindheit und Jugend. Sie wuchs vonseiten ihrer berufstätigen Mutter in einem emanzipierten Umfeld auf, das zugleich aber, wie in akademischen Kreisen üblich, sehr leistungs- und konkurrenzorientiert war. Hannig musste immer die Beste sein: Als Frau verinnerlichte sie männliche Verhaltensweisen in Kombination mit einem weiblichen Schlankheitsdiktat, ohne diese infrage zu stellen. Der leistungsorientierte Feminismus, so ihr Fazit heute, macht einsam. Die Zukunft kann nur im kooperativen Feminismus liegen.

Theresa Brückner arbeitet in einem Beruf, der jahrtausendlang in der Hand von Männern war – und, was die katholische Kirche angeht, es bis heute ist. Geht das: Feministin und Christin zu sein? Diese Frage stellt die evangelische Pfarrerin mit großer Ernsthaftigkeit. Konkreter formuliert: Kann man als Frau in einer Institution arbeiten, die über viele Jahrhunderte Frauen diskriminiert hat? Die Ant-

wort lautet: Ja, unter der Voraussetzung von Brückners intersektionalem Verständnis von Feminismus. Ihr Kampf für die Gleichberechtigung meint nicht nur die Gleichheit der Geschlechter, sondern auch Kampf gegen Sexismus, Rassismus, Klassismus, Homophobie, Transphobie, Interphobie und Ableismus. Wer Feminismus so weit fasst, kann sich dann auch auf die christliche Botschaft berufen, dass alle Menschen gleich sind vor Gott. Misogyne Aussagen wie die des Paulus im Korintherbrief, das Weib möge schweigen in der Gemeinde, stehen für Brückner nicht im Fokus – zumal sie zu bedenken gibt, dass man für die Bewertung solcher Sätze auch ihren historischen Kontext hinzuziehen muss. Gerade vor dem Hintergrund, dass die Kirchen sich in feministischer Hinsicht schuldig gemacht haben, will Theresa Brückner in ihrer Position Mut machen und empowern.

Als Muslimin hat Amani Abuzahra einen ungleich schwereren Stand. In ihrem Beitrag berichtet die in Wien lebende Autorin (*Mehr Kopf als Tuch, Ein Ort namens Wut*) über die Diskriminierungen und Vorurteile, denen sie als Kopftuch tragende Frau täglich ausgesetzt ist. Feministin und gläubige Anhängerin des Islam zu sein: Für gewisse – sich lautstark vernehmbar machende – Vertreterinnen westlich aufgeklärter Gesellschaften geht das nicht zusammen. Man muss dabei nicht auf Alice Schwarzers medialen Kreuzzug gegen die patriarchalen Strukturen im Islam zurückgreifen. Abuzahra berichtet über Alltagserfahrungen im Taxi, auf Konferenzen, bei Lesungen. Kopftuch gleich Unterdrückung: Mit dieser Formel wird ihre ganz andere Erfahrung, in einem feministischen, emanzipierten Elternhaus aufgewachsen zu sein, schlicht durchgestrichen. Der Islam, das kann man aus ihrem Text lernen, hat mindestens ebenso viele Spielarten wie das Christentum. Und ja, es ist möglich, Feministin und Muslimin zu sein. Nicht nur die Frauen im Iran stellen es mit ihrem Kampf gegen die autoritären Dogmatiker ihrer Religion Tag für Tag unter Beweis.

Gibt es ein »Wir« unter Feminist:innen?

Von außen betrachtet scheint sich ein Ja als Antwort auf diese Frage aufzudrängen, ist doch die Geschichte des Feminismus auch die Geschichte von vielen Feminist:innen, die seit Langem für eine Sache kämpfen: Gleiche Rechte für Frauen in allen Bereichen! Doch von innen betrachtet stecken im Feminismus sehr viele Feminismen, die einander ergänzen, sich aber auch widersprechen. Wer legt fest, was Frausein bedeutet, und was ist mit anderen Personen, die Diskriminierung erfahren innerhalb des Patriarchats? Nicht erst heute gibt es Feminist:innen, die aufgrund unterschiedlicher Positionen zu Gegner:innen geworden sind: Der inhaltliche, emotionale und zum Teil sehr kämpferische Widerspruch auf feministische Forderungen, Thesen und Veröffentlichungen stammt nicht nur von Männern, Anti-Feministen, Maskulisten oder Fans der Hausfrauenehe, nein: Auch die sehr diverse feministische Community ist streitbar und häufig verbal bis an die Zähne bewaffnet, bereit, in jeden Konflikt hineinzugehen! Auch gegen vermeintlich Verbündete.

So kann über ein »Wir« unter Feminist:innen im besten Fall diskutiert werden. Wenn es überhaupt einen gemeinsamen Nenner gibt, dann war das für mich immer schon dieser da: Niemand darf

aufgrund seines Geschlechts diskriminiert werden – das ist die klassische Position einer weißen Feministin! Ein für unser Hier und Jetzt typischer Vorwurf, könnte dieser gemeinsame Nenner doch den Anschein erwecken, in meinen Augen wären Menschen ausschließlich aufgrund ihres Geschlechts Opfer von Unterdrückung. Diesen Gedanken behalten wir im Kopf und kommen noch einmal darauf zurück.

Bewegung hinter den Fronten

An sich freut sich niemand über Streit. Für mich kann eine Auseinandersetzung im öffentlichen Kontext neben dem damit verbundenen Stress aber doch etwas Gutes bedeuten: Nicht selten führt ein Konflikt zu Veränderung, weil etwas ausgesprochen wird, sichtbar gemacht, auf den Tisch kommt. Die, die immer nur derselben Meinung sind, hören einander oft nicht zu, beziehungsweise koalieren längst im Kopf oder im Geheimen mit ganz anderen. Diskussionen führen weiter. So profitieren auch die unterschiedlichen Feminismen vom Streit, er kann zum Salz in der politischen Suppe werden. Wenn dabei ein Prinzip nicht übersehen wird: Lasst uns Gegner:innen sein, aber keine Feind:innen! Letztere haben kein Interesse an einem inhaltlichen, auf Demokratie fußenden Austausch – sie wollen ihr Gegenüber einfach nur weghaben.

Mein Eintritt in die feministische Öffentlichkeit begann mit einem Streit: Gemeinsam mit zwei Kolleginnen hatte ich ein Sachbuch geschrieben, zur selben Zeit erschienen weitere Bücher von anderen Autorinnen; wir waren alle zwischen Mitte 20 und Mitte 30. Unsere Themen waren Schwangerschaftsabbruch und Alltagssexismus sowie die Vereinbarkeit von Beruf und Familie und vor allem die Forderung nach einem guten, selbstbestimmten Leben. Wir wollten von unseren Lebensrealitäten berichten, von den privaten wie politischen Herausforderungen, denen wir uns zu stellen

bereit fühlten. Und wir erwarteten, über das Buch bei anderen Diskussionen anzustoßen, die wir bereits führten. Keine Handlungsanweisung, mehr ein Denkanstoß, wir verstanden unseren Debattebeitrag als einen Anfang und nicht als ein Schlusswort. Wem ich damals unbedingt widersprechen wollte, das war die Fernsehmoderatorin Eva Herman, die mich mit ihren fundamentalistischen Äußerungen über die vermeintliche Rolle der Frau ebenso ärgerte wie Bischof Walter Mixa; beide sind heute vergessen. Ein dringendes Anliegen von uns *Alphamädchen*-Autorinnen war darüber hinaus, deutlich darauf hinzuweisen, dass es mehr als nur eine Person in Deutschland gibt, die eine feministische Meinung hat.

Aus Zickenkrieg wird Generationenkampf

Unsere Stimmen haben einer Person, die damals schon seit Jahrzehnten als »Feministin vom Dienst« fest im Sattel saß, erwartungsgemäß nicht gepasst: Alice Schwarzer. Bis heute wirft die inzwischen über 80-jährige Publizistin ihre Meinungen in jeden Ring und poltert los. Das hat sie auch beim Erscheinen von *Wir Alphamädchen* gemacht: Wir drei, Meredith Haaf, Susanne Klingner und ich, wurden als »Wellness-Feministinnen« abgekanzelt. Das Wort »Shitstorm« kannten wir damals noch nicht, spürten aber, dass ein Sturm losbrach. Denn Schwarzer bekam sofort Rückenwind, auch von Kritikerinnen und Medienanstalten, die sich sonst kein bisschen um feministische Themen scherten. Voller Begeisterung ob des Zickenkriegs unter Emanzen (die den meisten entweder egal oder unsympathisch waren), wurde dieser Generationenstreit aufgebaut und zu mehr gemacht, als er tatsächlich war. Dass wir Jüngeren uns an Alice Schwarzer abarbeiten würden und viel Energie investierten, um die ehrwürdige Altfeministin mitsamt ihren Errungenschaften zumindest inhaltlich aus dem Kölner Medienturm zu stürzen – all das kann ich ebenso wenig bestätigen, wie